Queen des Kinos

Helen Mirrens Karriere begann dann, wenn andere enden: als sie älter wurde. Nun wird die Schauspielerin achtzig

MARION LÖHNDORF

Helen Mirren war schon mit 20 eine elegante Bühnenschauspielerin. Speziell in Shakespeare-Rollen hatte sie die Theaterwelt für sich eingenommen. Kino und Fernsehen bissen lange nicht an. Mirrens Weltkarriere hob erst ab, als sie älter wurde. Dann kamen die grossen Filmrollen, die Preise und schliesslich der Oscar. Den erhielt sie 61-jährig im Jahr 2007 für ihre Darstellung der damals noch lebenden Elizabeth II. in Stephen Frears' Film «The Queen». Die geadelte Dame Mirren spielte die Queen gleich ein zweites Mal auf dem Theater in «The Audience» (2013) – mit Gefühl und Ironie.

Die Kritiker taten sich schwer damit, Helen Mirren in jungen Jahren in ernsten Rollen ernst zu nehmen. Abgesehen von ihrem Talent, ihrer Intelligenz, besass Mirren eine kurvenreiche Figur und einen lässigen Sex-Appeal. Was immer wieder zu sexistischen Angriffen führte.

Der Regisseur Michael Winner habe sie «wie ein Stück Fleisch» behandelt, sagte sie später. In einem bis heute berüchtigten und bizarren Fernsehinterview von 1975 sprach der BBC-Talkshow-Host Michael Parkinson unter anderem von ihrer «schlampenhaften Erotik». «Ernsthafte Schauspielerinnen können keinen grossen Busen haben, meinen Sie das?», erwiderte Mirren, woraufhin Parkinson sagte: «Ich glaube, er kann von der Leistung ablenken, wenn Sie wissen, was ich meine.» Mirren nannte Parkinson später einen «sexistischen alten Furz».

Helen Mirren hat ihre Kunst bei Shakespeare gelernt. Bild: 1982. TIM RONEY / RADIO TIMES / GETTY

Genug bewiesen

Ihre Attraktivität war ein Thema, als sie jung war. Und sie blieb ein Thema. Ihre Haare liess sie weiss werden, und kosmetische Chirurgie lehnte sie ab. Die ältere Helen Mirren sieht «immer noch gut aus», wie ihr gerne bewundernd attestiert wird. Aber anstatt sich gegen die mediale Auseinandersetzung mit ihrem Äusseren zu wehren, schlug sie schliesslich Kapital daraus: Mit zwei Golden Globes, vier Emmys und einen Oscar in der Tasche musste sie niemandem mehr etwas beweisen.

Sie begann, Kosmetika gegen Falten unter dem Slogan «Weil ich es mir wert bin» zu bewerben. Der Wohltätigkeitsorganisation Age UK, die sich für die Belange älterer Menschen einsetzt, stiftete sie unter anderem den roten Bikini, mit dem sie 2008 von einem Paparazzo in den Ferien fotografiert wurde. Die Bilder der damals 63-Jährigen verbreiteten sich im Internet. Sie fand das fürchterlich, wie sie in einem Interview mit der «Zeit» sagte. Es sei ihr in dem Moment so vorgekommen, als sei ein Preis auf sie ausgesetzt worden. Doch: «Auch das wird vorbeigehen.»

Im vergangenen Jahr notierte der Londoner «Evening Standard»: «Mit ihren 79 Jahren ist Mirren nicht nur ein nationales Kulturgut, sondern auch eine unserer bemerkenswertesten alterslosen Schauspielerinnen.» Sie habe sich über die Erwartungen an die Langlebigkeit einer Frau auf der Leinwand hinwegsetzt. Es sei, als würde sie rückwärts altern. Der Artikel spielt darauf an, dass Mirren zu den wenigen Hollywood-Schauspielerinnen gehört, die mit zunehmendem Alter nicht etwa von der Leinwand verschwanden, sondern immer erfolgreicher wurden.

Atheistin in der Kirche

Geboren wurde die Schauspielerin in London unter dem Namen Elena Lydia Mironov als Tochter einer Engländerin aus der Arbeiterklasse und eines russischen Taxifahrers mit aristokratischen Vorfahren. Der Vater war während des Ersten Weltkriegs nach England gekommen und liess den Namen Mironov anglisieren.

Helen Mirren wuchs in einer Familie von Atheisten auf, besuchte aber eine katholische Schule. «Ich liebe das Theater der Kirche», sagte sie später. «Ich glaube auf eine leicht religiöse Art und Weise an die Kraft und den Wert des Theaters.»

Mit neunzehn wurde sie Mitglied der Royal Shakespeare Company, der sie fünfzehn Jahre angehörte. Später mischte sie Bühnenauftritte, Prestige-Kinorollen (Peter Greenaways «The Cook, the Thief, his Wife & her Lover», 1989 oder Robert Altmans «Gosford Park», 2001) mit Popcorn-Filmen wie «F9: The Fast Saga» (2021). Ihre Engagements in «The Madness of King George» (1994) und «Gosford Park» (2001) wurden für den Academy Award nominiert.

An der Seite von Harrison Ford erschien sie als Matriarchin einer Viehzüchterfamilie in Montana in «1923» (2022–25), einem Prequel zur Erfolgsserie «Yellowstone». Im Jahr 2023 lieh sie ihre Stimme der Erzählerin in «Barbie», Greta Gerwigs Film über die Kultpuppe. Doch auch Mirren selbst hat einen Unsterblichkeitsstatus erreicht.

Die Engländerin, die sich gern mit Architektur oder Jura beschäftigt hätte, wenn sie nicht Schauspielerin geworden wäre, ist seit 1997 mit dem amerikanischen Filmregisseur Taylor Hackford verheiratet. Im britischen Fernsehen wurde sie unter anderem bekannt durch die Rolle einer Kommissarin in der Serie «Prime Suspect» (1996 und 2006). Darin spielt sie eine Ermittlerin, die bis zum Detective Superintendent aufsteigt und sich mit dem institutionalisierten Sexismus innerhalb der Polizei auseinandersetzen muss. Dabei war sie erfrischend uninteressiert an männlicher Anerkennung.

Die Figur der Kommissarin ist typisch für sie. Immer wieder kommt sie in ihren Rollen auf widerständige Frauen zurück. Oft agieren Mirren-Charaktere antagonistisch oder im Spannungsverhältnis zu der Gesellschaft, in der sie leben. Auch in ihrem berühmtesten Film, in dem die Schauspielerin die Queen verkörpert, wird dieser Zug deutlich. Es geht in Stephen Frears' Werk um die Isolation einer Königin, die qua Tradition und Etikette den Anschluss an ihr Volk zu verlieren droht – und um die Einsamkeit einer Frau an der Spitze.

Zwiesprache mit Hirsch

Der Hintergrund des Films ist der millionenfach beleuchtete Autounfall, bei dem Lady Diana starb, und das Medienrauschen, zu dem die Queen bekanntermassen zunächst schwieg. In einer Szene hält Helen Mirren im schottischen Hochland eine einsame Zwiesprache mit einem Hirsch. Einem der Jagd ausgesetzten Tier, dem sie sich plötzlich nahe fühlt. Dass die riskante Szene gelingt, die leicht in den Kitsch hätte abgleiten können, ist Mirrens Feingefühl – ihrer Kunst – zu verdanken.

> Bei einer Preisverleihung nickte Elizabeths Enkel Prinz William in Mirrens Richtung und sagte: «. . . and granny's here.»

Offiziell schwieg das Königshaus dazu. Doch die echte damalige Königin, so hiess es, habe den Film gesehen und geschätzt. Bei einer Preisverleihung nickte Elizabeths Enkel Prinz William in ihre Richtung und sagte: «. . . and granny's here» – «. . . Oma ist auch da». Am kommenden Samstag feiert Helen Mirren ihren 80. Geburtstag.

Autorinnen von kontroverser Studie bekommen recht

Eine wissenschaftliche Arbeit über die Ambitionen von Studentinnen löste einen Proteststurm aus – weil das Resultat politisch nicht genehm war

RICO BANDLE

Die Entrüstung war von einer Dimension, wie sie die Universität und die ETH Zürich wohl noch selten erlebt hatten. Mehrere offene Protestbriefe wurden verfasst, darunter einer von 88 ETH-Professorinnen, bei einer Petition kamen fast 3000 Unterschriften zusammen, Journalistinnen schrieben in unzähligen Artikeln, weshalb eine solche Studie nicht seriös sein könne. Die beiden Studienautorinnen – zwei gestandene Professorinnen – wurden während Wochen diffamiert und beschimpft. Um die Wogen zu glätten, veranstaltete die Universität eine Podiumsveranstaltung, bei der die beiden Professorinnen wie auf einer Anklagebank sassen.

> Ein Testfall für die Meinungsfreiheit
>
> Kommentar auf Seite 20

Der Grund für die Hysterie ist im Nachhinein nur noch schwer nachvollziehbar. Die Soziologieprofessorin Katja Rost und die emeritierte Wirtschaftsprofessorin Margit Osterloh hatten von der Universitätsleitung den Auftrag erhalten, zu erforschen, woran es liegt, dass der Frauenanteil bei den Studierenden bei über 50 Prozent liegt, bei den Professoren aber nur noch bei rund 25 Prozent. «Leaky Pipeline», also tröpfelnde Leitung, heisst dieses Phänomen in der Fachsprache, wenn der Frauenanteil abnimmt, je höher die Hierarchiestufe ist.

Das Resultat, das die beiden Forscherinnen präsentierten, lautet kurz zusammengefasst: Nicht Diskriminierung ist hauptsächlich für die tröpfelnde Leitung verantwortlich, sondern die unterschiedlichen Präferenzen von Frauen und Männern. Mit anderen Worten: Frauen streben tendenziell weniger eine Karriere an, sie haben eher andere Prioritäten im Leben.

Eine Erkenntnis, die auf den ersten Blick banal erscheint und in der Wissenschaft auch hinlänglich bekannt ist. Doch für gewisse Aktivistinnen enthält sie trotzdem grosses Sprengpotenzial: Ein Teil der Frauenfördermassnahmen wird dadurch infrage gestellt, ebenso das Opfernarrativ, Frauen seien auch heute noch strukturell benachteiligt.

Wie «weisse alte Männer»

Nach dem Motto «Was nicht sein darf, kann nicht sein» begannen die Kritikerinnen damit, die zwei Forscherinnen zu desavouieren. Die Studie – die sich auf eine sehr umfangreiche Datenbasis stützte – sei unwissenschaftlich, hiess es, die Medien hätten zudem die Resultate reisserisch und einseitig dargestellt. Um Zweifel an der Seriosität zu streuen, wurde ständig betont, die Studie habe keine Peer-Review durchgemacht, also jene unabhängige Qualitätsüberprüfung, die vor einer Publikation in einem Wissenschaftsjournal üblicherweise vorgenommen wird. Auch die 88 ETH-Professorinnen griffen in ihrem offenen Brief zu diesem Kniff. «Nicht jede Studie erfüllt die Mindeststandards der Wissenschaft, daher ist es wichtig, auf die Peer-Review zu warten oder externe Expertise einzuholen», stand darin.

Unter den Kritikerinnen tat sich besonders die prominente ETH-Psychologin und Intelligenzforscherin Elsbeth Stern hervor. An der Podiumsdiskussion an der Universität Zürich stellte sie die beiden Autorinnen vor mehreren hundert Studierenden im Saal bloss, indem sie etwa behauptete, die Studie habe nicht einmal das Niveau einer Bachelorarbeit. Der selbsternannte Männervertreter Markus Theunert verstieg sich an derselben Veranstaltung zur Bemerkung, die zwei Studienautorinnen würden sich wie «alte weisse Männer» verhalten.

Nun zeigt sich: Die Kritik hatte mit der tatsächlichen Qualität der Forschung wenig zu tun. Denn mittlerweile hat die Studie entgegen allen Voraussagen den umfassenden Peer-Review-Prozess bestanden, kürzlich wurde sie unter dem Titel «Exploring the leaky pipeline» in der «European Management Review» veröffentlicht, einem respektierten Wissenschaftsjournal, das nur 10 Prozent der eingereichten Arbeiten annimmt.

Lob für Universität Zürich

Bei Katja Rost und Margit Osterloh ist die Genugtuung gross. «Damals wurde von den Gegnerinnen unsere methodische Kompetenz infrage gestellt – teilweise in beleidigender Form», schreibt Osterloh auf Linkedin. «Die Reviewer haben das ganz anders gesehen.» Dass sie mit der Studie an die Öffentlichkeit gegangen sind, bevor der Peer-Review-Prozess beim Journal abgeschlossen war, sieht sie nicht als Fehler. Dieser Überprüfungsprozess dauere oft mehrere Jahre, deshalb sei es in vielen Disziplinen üblich, die Resultate schon vorher zur Diskussion zu stellen, insbesondere, wenn ein gewisser Neuigkeitswert bestehe. Ausserdem sei die Studie vorher bereits auf zwei wissenschaftlichen Konferenzen vorgestellt und diskutiert worden. «Hätten wir uns im Sinne unserer Kritikerinnen verhalten, wäre die Studie im Sande versickert.»

Elsbeth Stern äussert sich auf Anfrage zurückhaltender als damals, hält aber an ihrer Kritik fest. Sie habe sich vor allem daran gestört, «wie die Autorinnen über das Ziel hinausgeschossen sind und Schlussfolgerungen gezogen haben, die nicht gedeckt waren». Daran habe auch die Publikation nichts geändert, obschon sie den Artikel in der «European Management Review» noch nicht gelesen habe, wie sie zugibt. Zwar sei schon in einer anderen Studie «sehr seriös nachgewiesen» worden, «dass eine strukturelle Benachteiligung von Frauen in der Wissenschaft nicht länger nachgewiesen werden kann», aber die «pauschalen Aussagen» der beiden Zürcher Autorinnen seien für die Sache der Frauen im akademischen Betrieb nicht hilfreich gewesen.

Margit Osterloh kann mit dieser Kritik nichts anfangen. Für sie ist das Kapitel mit der Publikation nun abgeschlossen. «Die Sache war schmerzhaft», sagt sie, lobt aber die Universität Zürich, die auch im grössten Sturm hinter ihnen gestanden sei. «Das zeigt, dass die Wissenschaftsfreiheit in der Schweiz noch immer intakt ist.»